

★

VON OLIVER HOCHKEPPEL

München – Normalerweise sehen Musiker und Veranstalter die nahenden Sommerferien mit gemischten Gefühlen. Klar, Urlaub braucht jeder mal, aber im Sommer kommen schnell zwei Monate zusammen, in denen nichts läuft. Der Jazzclub Unterfahrt aber hat aus dieser Not eine Tugend gemacht: Seit 1992 wird in der Ferienzeit vom täglich wechselnden Programm auf die „Munich Summer Jazz Weeks“ umgestellt, eine Band darf – wie es früher im Jazz gang und gäbe war – jeweils eine ganze Woche lang ran. Vor allem die sonst oft zu kurz kommenden *local heroes* bekommen die Gelegenheit, kontinuierlich und unter Live-Bedingungen an einem Projekt zu arbeiten. Alles ohne beschwerliche Anreise, Übernachtungskosten, tägliche Soundchecks oder dauernden Auf- und Abbau der Instrumente. Zahllose Plattenpräsentationen und manches Jubiläum ist so standesgemäß über die Bühne gegangen, vor allem aber sind die Summer Weeks mittlerweile der Ausgangspunkt für viel eigens dafür ersonnene Projekte, etliche Alben sind dabei oder daraus entstanden, manche Band wie das Röhrer/Erdmann Quartett – ausnahmsweise mal keine Einheimischen – hat sich hier gefunden.

Zona Sul heißt seit 14 Jahren die Band der Münchner Sängerin Sophie Wegener

In diesem Jahr geht es mit einer *short week* los: Saxofonist Till Martin, der schon mehrfach Summer Weeks bestritten und neue Projekte hier festgezurr hat, kommt von diesem Donnerstag an bis Samstag für drei Tage in die Unterfahrt, um sein neues, teilweise euphorisch besprochenes Album „Regarding A Line“ vorzustellen. Sein Quartett gehört zu den Konstanten der heimischen Szene, wenn auch diesmal neben Christian Elsässer am Piano und Bastian Jütte am Schlagzeug (aktueller Echo Jazz Preisträger als bester deutscher Drummer) der Kölner Bassist Robert Landfermann für Henning Sieverts einspringt. An Sieverts Vorliebe für formale Experimente („Symmetry“) erinnert nun auch Martins „Regarding A Line“: Alle Stücke basieren auf derselben Melodie, derselben Tonfolge – was freilich kaum auffällt, so stilistisch, rhythmisch und dynamisch variabel wird sie in jeweils neue Zusammenhänge katapultiert. Das geht von Anklängen an Barockmusik über Duke Ellington und Bebop bis zum Regelwerk der Zwölfton-Musik.

In die Vollen, soll heißen: in die ganzen Wochen geht es dann mit Zona Sul. So heißt seit auch schon 14 Jahren die Band der Münchner Sängerin Sophie Wegener, die ganz um den Bossa Nova kreist, jenes „jüngste Kind der traditionellen Samba aus ihrer Affäre mit dem Jazz: mehr ein Blick als ein Kuss, mehr Zärtlichkeit als Leidenschaft, mehr eine Anmerkung als eine Bot-



Einer der Stars der Jazz Summer Weeks: Der Münchner Pianist Michael Wollny.

FOTO: DOMBROWSKI

schaft“, wie es Antonio Carlos Jobims kongenialer Textdichter Vinicius de Moraes einmal wunderschön formulierte. Leicht, lässig, doch anders als viele Astrud-Gilberto-Epigonen mit stimmlichem Fundament, dazu von absoluten Experten begleitet, ergibt das die vielleicht beste *musica popular brasileira* Deutschlands. Dass der vor einiger Zeit in seine Heimatstadt Porto Alegre zurückgekehrte Gitarrist Pedro Tagliani eigens für diese Woche wieder zu seinen langjährigen Gefährten dazustößt, verleiht der Woche vom 30. Juli bis zum 3. August besonderen Glanz.

Es folgt jemand, der bei der inzwischen

großen Zahl der Bewerber immer ein gewisses Vorrecht hat: Hat der Saxofonist Jason Seizer doch die Jazz Summer Weeks erfunden. Er machte Programmchefin Christiane Böhne-Giesse 1992 den Vorschlag, eine ganze Woche in der bis dahin schwach besuchten, wenig begehrten Sommerzeit zu spielen. 21 Jahre später kommt der in vielen eigenen Projekten ebenso wie als künstlerischer Leiter und Produzent des Pirouet-Labels gestählte Jazz-Intellektuelle mit einem Projekt, das viele wohl so nicht von ihm erwartet hätten: Unter dem Titel „Cinema Paradiso“ spielt er eine persönliche Liebeserklärung an die große Zeit der Filmmu-

sik. Das beeindruckende Programm interpretiert Klassikern wie Alfred Hitchcocks „Vertigo“, Michael Ciminos „The Deer Hunter“ oder eben Guiseppe Tornatores „Cinema Paradiso“, Kompositionen von Ennio Morricone, Johnny Mandel oder John Williams auf Seizers typische Weise: fein zurückgenommen und doch voller Farben und individuellen Tönen. Woran einige „Entdeckungen“ Seizers starken Anteil haben werden, neben Bassist Matthias Pichler und Drummer Fabian Ahrends der Pianist Pablo Bel, bereits eine Pirouet-Säule und kommende deutsche Größe.

Die aktuelle deutsche Piano-Größe

schlechthin heißt Michael Wollny. Wie kaum eine andere Gruppe nach e.s.t. hat er mit dem Trio [EM] die Spielregeln des klassischen Jazz Piano Trios aufgedrösel und erweitert. Weil Bassistin Eva Kruse gerade ihr zweites Kind bekommen hat und Baby-pause macht, erlebt die Unterfahrt sozusagen das Trio [TEM]. Der amerikanische Starbassist Tim Lefeuvre vertritt sie einstweilen. Kennengelernt hatte man sich schon 2010 bei der Jazz Today-Tour von [EM] und Rudder. Fortan war die Sache für Eric Schaefer und Michael Wollny klar: „Wir haben uns den Bassisten eingeladen, von dem wir am wenigsten erwarten, dass

er die Dinge ersetzt, die Eva tut. Im Gegenteil. Tim wird uns alle überraschen, verblüffen, inspirieren und herausfordern.“ Schon alleine, weil der Partner von Uri Caine, Wayne Krantz, Bill Frisell oder Macy Gray und der Schöpfer der Musik zu „The Sopranos“ oder „30 Rock“ erstmals bei [EM] eine Bassgitarre spielen wird.

Wenig sagen muss man zu den Protagonisten der Woche vom 20. bis 24. August: Saxofonist Max von Mosch, Pianist Benedikt Jähnel, Bassist Benny Schäfer und Drummer Andi Haberl repräsentieren als Max.bab die wichtigste und erfolgreichste junge Münchner Jazzband des letzten Jahrzehnts. Obwohl jeder durch Studienaufenthalte in aller Welt und riesiger Nachfrage der Kollegen inzwischen auch seine eigene Karriere hat, halten die vier Freunde doch unerschütterlich an Max.bab fest. So stellen sie nun ihr siebtes Album „Laws of Motion“ mit ihrer ganz eigenen Definition der musikalischen Bewegungslehre vor.

Und dann geht es mit Pee Wee Ellis funky zur Sache

Die große Feier steigt schließlich Ende August: Münchens Groove-Maschine, der Schlagzeuger Guido May feiert zugleich seinen 45. Geburtstag wie seine ersten 30 Berufsjahre. Früh brach sich, wie man daran sieht, sein einzigartiges Talent Bahn. Vor allem als Power-Drummer der Erben des Soul-Godfathers James Brown hat er sich eigenen Namen gemacht, mit Pee Wee Ellis, Fred Wesley und Maceo Parker. Bei der Summer Week führt er nun seine eigene sechsköpfige Band Groove Extravaganza – mit Leuten wie Bassist Patrick Scales, Posaunist Adrian Mears oder Saxofonist Andrew Morton in der Tat extravagant besetzt – mit wechselnden Star Gästen in die Schlacht: Vom Sting-Pianisten Jason Rebello (auch für Joss Stone, Phil Collins oder Manu Katche an den Tasten) bis zum Grammy-gekrönten Soft-Jazz- und Filmmusik-Star Don Grusin, der zweimal im Duo kommt. Einmal geht es mit Pee Wee Ellis zur Sache, dann dürfte es mit Peter Fessler, einem der ganz wenigen deutschen Sänger mit internationaler Geltung und mit seinem Ensemble Fesperanto auf allen Bühnen der Welt zu Hause, etwas ruhiger werden.

Starten die Summer Weeks mit einer zusätzlichen halben Woche, so enden sie streng genommen eine Woche früher: Denn die erste Septemberwoche gehört diesmal den „Jazznotes“ zu 30 Jahre *In-München*, und da präsentiert sich nicht eine, sondern mit gleich neun Bands ein veritable Querschnitt durch die hiesige Szene. Aber das ist eine andere Geschichte.

Munich Jazz Summer Weeks, bis 31. August, zunächst Till Martin Quartett, Donnerstag bis Samstag, 25. bis 27. Juli, 21 Uhr, Unterfahrt, Einsteinstraße 42

HERTZKAMMER

Zartes Heulen

Ry Cuming & Frank Wiedemann erobern mit „Howling“ die Klubs

Auch in der Welt der DJs und Produzenten braucht es Hits. Wenn es der richtige ist, kann man lange davon zehren. Denn Remixe werden folgen, nicht einer, nicht zwei. Viele. So ist es „Howling“ ergangen.

Ry Cuming und Frank Wiedemann klappern gerade die Festivalbühnen des Sommers ab, ziehen zwischen Barcelona, Hamburg, London und Rotterdam durch die Länder und haben *ihren* Hit „The Howling“, der wochenlang die deutschen Dancecharts angeführt hat, jetzt nicht nur zum Motto, sondern gleich zum Projektnamen erhoben, wenn sie beide zusammenarbeiten. Sehr einprägsam und knackig.

Der Track „The Howling“ kam einem schon wie ein guter alter Freund vor, als er vergangenen Herbst auf den Markt kam. Kleine dezente Gitarrenakkorde begleiten das schöne Stück. Sänger Ry Cuming hat diese leicht belegte Stimme, die einem tief in die Seele zu rinnen scheint: Sie macht unruhig, kitzelt und beruhigt gleichzeitig. Der Remix von „Howling“ des Produzenten duos Àme legte noch nach. Zunächst dezent an die Neue Deutsche Welle erinnernde Beats, im Verlauf etwas brutalere, an Industrial erinnernde Sounds pimpten die Nummer in Richtung Tanzfläche. Und alle waren glücklich: die sensiblen Romantiker, die hedonistischen Partynasen, die Musik-Gourmets, die Musik wie guten Wein konsumieren. Mit ihrem sympathischen Auftreten machten sich Wiedemann und Cuming weitere Freunde.

Erschienen war „Howling“ auf einer EP gemeinsam mit „Watched You Run“, noch so ein unwiderstehlicher Song: ruhiges Klavier, dramatisch untermalt von digitalen Störgeräuschen und dem großen Auftritt von Ry Cuming. Cuming kommt aus Australien und würde problemlos auch als Folkie durchgehen. Auf der neuen Single von Howling „Shortlist“ trägt er mit seiner Gefühligkeit noch dicker auf. Dafür setzt Frank Wiedemann umso stärker dagegen mit seinen Sounds. Er ist der Mann fürs gute Geräusch und steht für Anspruch. Wiedemann ist eine Hälfte der Deep-House-Spezialisten Àme, was übersetzt „Seele“ heißt und einiges über ihre Musik aussagt. Seit 2004 machen Àme selten, aber immer überzeugend Musik. Vor Kurzem hat Wiedemann für das Staatsballett Berlin gearbeitet, aber seine Fans kennen ihn, seit er vor acht Jahren mit „Rej“ auch einen Klassiker veröffentlichte. SABINE GIETZELT

Am Samstag sind Ry Cuming und Frank Wiedemann als „Howling“ mit Musikern im Kong zu Gast

Kaissar von Deutschland

Die ungewöhnliche Vita des Produzenten der Filmkomödie „Drei Stunden“

München – Es heißt, einige Kollegen toben schon vor Wut. „Einer wie Du ruinierst das Geschäft“, hat ein anderer Filmproduzent ihn angeblafft. Denn Khaled Kaissar tut, was in der Branche schon lange nicht mehr usus ist: Er investiert sein eigenes Geld in Filmprojekte. Selbstverdiertes, durch seinen ursprünglichen Beruf erarbeitetes Geld, und nicht nur jenes, das man mit diplomatischem Geschick und künstlerischer Biegsamkeit aus einem der vielen Fördertöpfe geleiert hat. An diesem Donnerstag läuft einer seiner Filme an: die Romantikkomödie „Drei Stunden“. Und was für manche aussieht wie ein Anfängerfehler, den man gerade noch einem HFF-Studenten bei der Finanzierung seines Erstlingswerks durchgehen lassen würde, hat bei Khaled Kaissar System. „Wie soll jemand schnell ein Drehbuch zu einem Thema, das gerade heiß ist, fertig bekommen, wenn die Produktionsfirma monatlang auf offizielle Förderung dafür wartet. Der Mensch muss in der Zwischenzeit ja auch seine Miete bezahlen. Dann kaufe ich einen Stoff, von dem ich überzeugt bin, schon mal aus eigener Tasche; und der Autor kann anfangen.“

Khaled Kaissar hat Ahnung von Neuanfängen, und Ahnung davon, wie man mit Geld umgeht. Er war 13, als er am 9. Dezember 1985 mit seinen Eltern aus Afghanistan nach München kam. Er sprach kein Wort Deutsch damals, ebenso wenig seine vier Schwestern. Trotzdem führte ihre Eltern die Gewissheit in die unbekannte Ferne,

dass ihre Kinder in der vom Krieg zwischen den sowjetischen Besatzern und den Mudschaheddin aufgeriebenen Heimat keine Zukunft haben würden. Obwohl Khaled Kaissars Vater als hoher Beamter im afghanischen Ministerium für Öl- und Elektrizität gearbeitet hatte und der Minister persönlich dessen Cousin war. Khaled landete als Kind der gebildeten Elite seines Ursprungslandes hier auf der Hauptschule.



Khaled Kaissar hat diese Woche „Drei Stunden“ am Start. FOTO: G. V. FORIS/KAISER FILM

Weil er zunächst schlicht nicht verstand, was die Lehrer von ihm wissen wollten.

Doch mit jedem Jahr arbeitete er sich weiter – zur Realschule, zum Fachabitur auf dem zweiten Bildungsweg. Fürs Betriebswirtschaftsstudium hatte er sich schon eingeschrieben, da kam ihm sozusagen sein geschäftliches Talent in die Quere. Bis heute berät er in seinem Erstberuf Anleger beim Kauf von Immobilien. Eine Branche, in der er gutes Geld verdient hat. Jenes Geld, das er heute zu einem Teil auch in die eigenen Filmprojekte steckt. Seine Anleger würde er übrigens nie überreden, in einen seiner Filme zu investieren: „Das darf man auf keinen Fall vernachlässigen. Das macht Du vielleicht einmal, und dann hast Du die Leute für immer verloren.“

Wie volatil das Filmbusiness ist, das weiß Khaled Kaissar allzu gut. Vor drei Jahren allerdings, als er sich entschieden hat, seine Führer in Richtung der Traumfabriken auszustrecken, steckte er noch voller Illusionen. „Ich dachte: Toll, da arbeiten lauter Künstler zusammen. Die wirken alle an einer großen Sache und helfen einander.“ Heute weiß er es besser. Trotzdem will er weiter Filme möglich machen. Denn wirtschaftlich denken kann er allemal so gut wie die anderen, dazu kommt noch ein aufrechtes Anliegen. Er formuliert es längst in feinstem Hochdeutsch und mit einem außerordentlichen Sinn für anschauliche Sprache. „Es ist ja allgemein bekannt, dass im Islam Bilder verboten oder zumindest verpönt sind. Deshalb ist in den entspre-

chenden Ländern die Kultur des verbalen Geschichtenerzählens oft umso ausgeprägter“, sagt der 41-Jährige. Und er verspricht Geschichten, wie man sie noch nicht hundertmal gesehen hat auf den deutschen Kinoleinwänden. Ernste von Menschen, die – anders als er – nie angekommen sind nach Flucht und Vertreibung, die gebildet und angesehen waren in ihrer Heimat und die in der Fremde zerbrechen, die dort psychisch und physisch krank werden. Aber auch lustige Storys über jene, die es scheinbar doch geschafft haben.

Wie jener Afghane aus bestem Hause, der Ende der 80er Jahren in den Genuss einer Eliteausbildung des KGB gekommen war, in der DDR landete und dem just der Mauerfall einen Strich durch die Karriere-rechnung machte. Wie es mit diesem ganz speziellen Helden weiterging, werden die Kinobesucher erst in einigen Monaten erfahren. Davor hat Khaled Kaissar noch so einiges andere zu bieten. Zum Beispiel die erste Komödie von Regisseur David Dietl, dem Sohn Helmut Dietls, die er jüngst auf dem Münchner Filmfest vorstellte. Sie trägt den Titel „König von Deutschland“ und erzählt mit Olli Dittrich in der Hauptrolle vom Parade-Durchschnittsdeutschen. Damit könnte Kaissar übrigens gelangen, was er sich lange wünscht – mit einem Film mindestens 300 000 Zuschauer ins Kino zu locken: „Erst dann wirst Du in der Branche ernst genommen!“ Und erst dann wird die Wut, typisch deutsch, dem Neid weichen. SUSANNE HERMANSKI

Klang ohne Ende

Die „Michaelsmusik“ in der namensgebenden Kirche kann dank einer Stiftung überleben

München – Seit Frank Hoendgen vor gut acht Jahren als Chordirektor an die Jesuitenkirche St. Michael in der Neuhauser Straße kam, wurde aus der Pflege der Kirchenmusik eine vielfältige „Michaelsmusik“. Zusammen mit seinem Organisten Peter Kofler gestaltet Hoendgen nicht nur an 25 Sonntagen mit einem der sechs Chöre (Michaelschor, Kammerchor, Collegium monacense St. Michael, eine männlich besetzte Choralschola und der aus Frauen bestehende „Ansingchor“) sowie dem Michaelsorchester das Hochamt am Sonntag und andere Gottesdienste, sondern auch verschiedene Konzerte. Das Repertoire reicht von der Gregorianik bis zur Avantgarde mit Schwerpunkt auf Renaissance und Wiener Klassik.

Das alles ist nicht ohne Geld zu machen: Ohne die Gehälter von Chordirektor und

Organist belaufen sich die Ausgaben jährlich auf 160 000 bis 180 000 Euro. Darin sind Fixkosten enthalten, Honorare für Solisten und die Mitglieder der großen Münchner Orchester, die das Michaelsorchester bilden, die Beschaffung von Noten und – seit vier Jahren – die Einzelstimmführung für die Sänger des großen Chors. Allein die letzten beiden Posten verschlingen jährlich zusammen an die 20 000 Euro. Lediglich ein Sechstel dieses Geldes kommt von der Diözese, der Rest muss über Sponsoren, Kerzengelder oder die Kollekte eingenommen werden.

Seit die neue Orgel im Herbst 2011 eingeweiht wurde, hat auch der dieses Jahr auf fast drei Wochen ausgeweitete hochkarätige und international besetzte „Orgelherbst“ unter der künstlerischen Leitung von Peter Kofler noch einmal an Attraktivi-

tät gewonnen. Auch hier sind die Verantwortlichen bestrebt, nur geringe Eintrittspreise zu erheben. Bis jetzt kam man – oft nur mit einer gerade rechtzeitig eingegangenen Spende – jedes Jahr über die Runden. Aber trotz eines Freundeskreises, der die Michaelsmusik unterstützt und so an die vier Messen finanziert, ist das immer eine Zitterpartie.

Vor anderthalb Jahren wurde deshalb eine Stiftung gegründet, die die „Michaelsmusik“ endlich auf sicherem Grund verankern will. Ganz bewusst ist dies eine von der katholischen Kirche losgelöste Stiftung bürgerlichen Rechts mit der unabhängigen Prüfungsinstanz der Regierung von Oberbayern. Im Mai fand die konstituierende Sitzung des Kuratoriums statt mit SKH Prinz Ludwig von Bayern an der Spitze von sieben gleichberechtigten Mitgliedern.

160 000 Euro umfasst das Stiftungskapital derzeit. Sogenannte Zustiftungen gab es bereits (die im Kapital verbleiben müssen) und eine (innerhalb von zwei Jahren zu verwendende) Spende, weshalb im ersten Jahr bereits eine Ausschüttung von 60 000 Euro erfolgen konnte. Dennoch ist die Musikstiftung St. Michael auf jede Unterstützung angewiesen, eine farbige Broschüre mit CD informiert anschaulich und akustisch über die „Michaelsmusik“ und die verschiedenen Aktivitäten, so unter anderem das Projekt „Orgel für Kinder“, bei dem dieses Jahr 500 Schüler der 3. und 4. Klasse teilnahmen, das monatliche „Orgelplus“, jeweils mit einem Sänger oder Instrumentalisten, oder „Musik zur Nacht“, bei der in der intimen Kreuzkapelle mit 60 Sitzplätzen barocke Kammermusik geboten wird. KLAUS KALCHSCHMID

KURZKRITIK

Klamauk

Die Theaterspiele Glyptothek zeigen Aristophanes' „Plutos“

München – Nach dem Lauf der Sonne muss sich dieses griechische Freilufttheater nicht mehr richten. Unbeständiges Wetter miteinzubeziehen, haben sie dennoch gelernt, die Mimen um Gunnar Petersen. Gar lausich könnte es im Innenhof der Glyptothek bei den Theaterspielen sein, wären da nicht die dunklen Wolken. Pünktlich zum Auftritt der Göttin der Armut, des giftigsten Scheusals, regnet es kurzzeitig dicke Tropfen. Ihren Glanz verliert Aristophanes' letzte, erhaltene Komödie „Plutos“ dadurch nicht.

Die Geschichte, die der alljährlich aus Griechenland nach München zurückwandernde Petersen (mit seiner Frau Beles Adam) erzählt, ist eingängig: Wer reich ist, wird auf jeden Fall schlecht – den Spaß aber lassen wir uns durch die Wirtschaftskrise nicht verderben. Plutos, Personifizierung des Reichtums und Ursache für Gut und Böse, verteilt – geblendet von Zeus – den Reichtum wahllos. Auf Rat Apollons folgt der einfache Bauer Chremnios dem zerlumpte Alten und heilt ihn. Schon drehen sich die Besitzverhältnisse um. Nun schwelgen die einst Benachteiligten im Gold. Priester, Geschäftsmann und die reiche Alte dagegen klagen. Die Welt hat sich verkehrt. Plutos als neuer Gott feiert Größenwahn und wirft mit (Schokoladen-)Goldmünzen um sich. Gierig werden sie aufgesammelt.

Es ist ein spöttischer Text, den Aristophanes da verfasste, die Pointen von Petersen wollen allerdings krampfhaft modern klingen. Ein „Da legst du nieder“ kann ja noch ganz nett sein, vieles wirkt jedoch abgegriffen. So bleibt das Thema Reichtum und Gerechtigkeit oberflächlich. Es wird mit allerhand Anachronismen hantiert, die wenig originell Klischees bedienen. Da wäre das naive bayerische Mädel mit Rotkäppchenkorb und Zöpfchen, das sich artig auf den Boden kniet und die Hände faltet, um auch etwas vom Reichtum abzukriegen. Der Jüngling wird inszeniert als Halbstarke des 21. Jahrhunderts. Auf dem T-Shirt prangt ein Gangnam-Style-Aufdruck, und mit iPod im Ohr nutzt der Flegel das alte Mütterhand schamlos aus.

Ach ja, dem Profit, dem frönen wir alle. Mit etwas Kritik, die Richtung Publikum getrieben wird, während sich dieses Wein trinkende berieseln lässt, bleibt die Inszenierung zahme Komödie und unterhaltsames Volkstheater. MIRIAM ALTHAMMER

Theaterspiele Glyptothek, bis 15. September, 20 Uhr, Innenhof der Glyptothek, Königsplatz